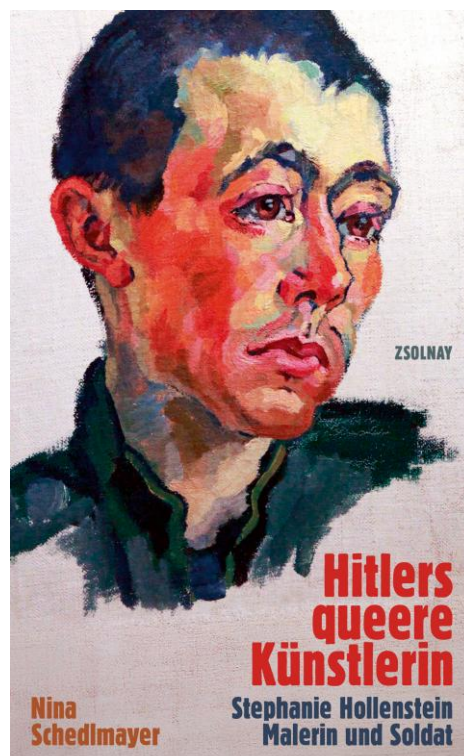


Leseprobe

Nina Schedlmayer
Hitlers queere Künstlerin
Stephanie Hollenstein – Malerin und Soldat

Paul Zsolnay Verlag, Wien 2025
ISBN 978-3-552-07512-2

S. 43-54, 203-211



einfach in seinem Atelier auf, was mir erst beim dritten Ansturm gelang. Und siehe ich hatte mich nicht verrechnet: Defregger erst verärgert über die Störung, wurde beim Besichtigen der Arbeiten immer freundlicher ja geradezu väterlich und sagte: Kind setz dich hin ich werde dir ein Zeugnis schreiben, dass die Gewaltigen von Vorarlberg dir die Stipendien geben müssen und siehe ich hatte auch darin Erfolg.« Das war »eine meiner schönsten Erinnerungen, weil ich damals so unendlich glücklich war. Ich kann mich heute noch erinnern wie ich damals von der Königinstraße in die Augustenstraße (meine Wohnung) flog, ich flog, ich bin nicht gegangen, obwohl es damals noch kein Flugzeug gab.« So erhält sie das begehrte Stipendium. Die Defregger-Geschichte wird sie später immer wieder erzählen, sein Zeugnis vor sich hertragen. Es ist freundlich, aber zurückhaltend: »Das Fräulein Stefanie Hollenstein aus Lustenau in Vorarlberg hat mir einen Teil der Studien, die es hier in Privatschulen gezeichnet hat, gezeigt, welche Arbeiten ein entschiedenes Talent bekunden. Diese junge Künstlerin scheint aber mittellos zu sein, weshalb ich sie zur Erhaltung eines Stipendiums bestens empfehlen möchte.«

Sich weiterzubilden ist wichtig für sie. Sie hat das Gefühl, noch nicht »fertig« zu sein, vielleicht auch, einiges aufzuholen zu haben – sie möchte besser werden, strebt nach mehr. Dass sie sich mit dem, was sie bisher gelernt hat, nicht zufriedengibt, zeigt ihre Beharrlichkeit. 1913 geht Hollenstein mit dem Stipendium nach Italien. Dort entwickelt sie ihre Kunst weiter, malt Landschaften, beeinflusst vom Expressionismus und Vincent van Gogh. Immer wieder wird sie Italien bereisen, immer wieder die Berge Südtirols, damals noch Teil Österreichs, besteigen. Schon bald unter Umständen, von denen sie selbst zum Zeitpunkt ihrer Reise wohl ebenso wenig ahnte wie ganz Europa.

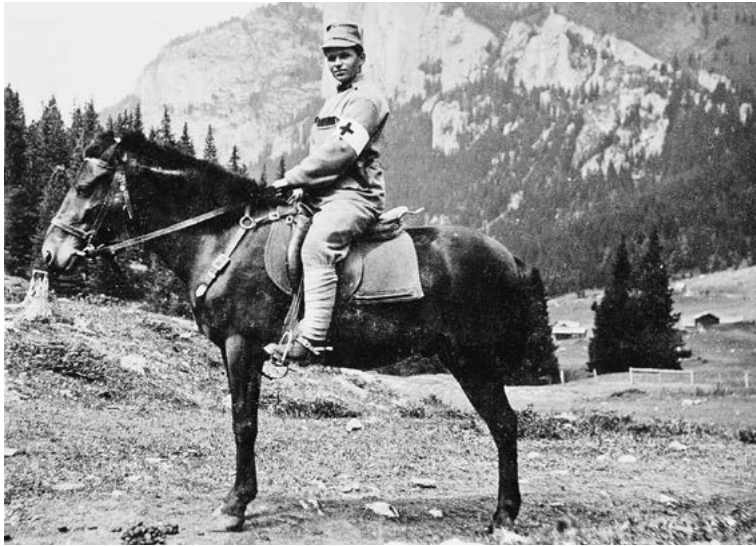
Genderfluidität und Patriotismus: Soldat Stephan Hollenstein

Albert Grabherr muss ein umsichtiger Mann gewesen sein. Einer, der niemandem versehentlich die Tür vor der Nase zuschlug, der nicht irgendwo seine Sachen herumliegen ließ. Der sich um den Verbleib von Dingen sorgte, die ihm unabsichtlich zugefallen waren.

Am 9. Mai 1916 schreibt Grabherr eine Karte an die Familie Hollenstein in Lustenau: »Schon vor zirka sechs Wochen habe ich meinem Kriegskameraden Stefan alle seine Sachen, Skizzenbücher etc. von hier an Eure Adresse abgesendet.« Ob sie denn auch angekommen seien? Er habe schließlich noch keinerlei Nachricht erhalten. Wo Stefan sich überhaupt aufhalte? Das würde dieser höfliche Mann gern wissen.

Die »Wohlg. Familie Ferdinand Hollenstein« in der Pontenstraße 20 hat kein engeres Familienmitglied mit dem Namen Stefan. Dennoch liegt kein Versehen vor. Oder zumindest nur ein indirektes.

Mehrere Fotos zeigen Albert Grabherr's Kriegskameraden, den dieser so nachdrücklich zu erreichen versucht: einen jungen, adretten Mann, der in sehr aufrechter Haltung auf einem Pferd sitzt. Die Zügel hält er fest in der Hand. Hinter ihm baut sich eine Felsenkulisse auf, Wipfel von Nadelbäumen ziehen eine Zickzacklinie. Sie scheinen aus dem Nacken des Pferdes zu wachsen, so, als säße der Reiter nicht auf einem Ross, sondern einem Drachen. Am Arm trägt er eine Rotkreuzbinde. Heraus-



fordernd schaut er unter seiner Kappe aus seiner Uniform. Sein Blick sagt: Na, was willst du? Gibt's ein Problem?

Auf einem anderen Foto, das offensichtlich ein paar Meter entfernt von dieser Stelle entstand, hat derselbe junge Mann die Kopfbedeckung abgenommen. Um seinen Hals baumelt ein Feldstecher. Die dunklen Haare sind kurz geschnitten und an den Kopf geklatscht, die Beine können sich nicht entscheiden, welches Stand-, welches Spielbein ist, und die rechte Hand fragt sich, wohin mit ihr. Es ist einer, der auf etwas wartet, vielleicht gerade erst die Lage sondiert – nicht ein Kampfeslustiger, der sein Gegenüber angreift. In der Brusttasche steckt, wie am anderen Bild, ein schwarzes Büchlein, anscheinend eine Kladde. Wozu braucht ein Soldat ein solches Heft?

Es ist Grabherrns Kamerad Stefan, oder eigentlich Stephan, Nachname: Hollenstein. Die Person, die hier abgebildet ist, trug bis vor kurzem lange Locken, die zu üppigen Frisuren aufge-



türmt waren, und wallende, in der Taille gegürtete Kleider. Die Verwandlung ist ziemlich exakt zu datieren: nämlich auf den 23. Mai 1915. Den Tag, an dem die Lustenauer Standschützen vom Bahnhof Dornbirn verabschiedet wurden, um an die Südfrent zu ziehen, unter großem Jubel der Bevölkerung.

Gemeinsam mit Kameraden aus anderen Orten bildeten die

Männer – Personen, die nicht regulär eingezogen wurden – das Standschützenbataillon Dornbirn. Wer mitwollte, war willkommen: »Der Greis mit sechzig Jahren stand neben seinem blutjungen siebzehnjährigen Enkel und der angegraute Vater neben seinem Sohn«, sollte sich zwölf Jahre später ein Zeitzeuge erinnern.

Die Malerin Stephanie Hollenstein will in den Krieg für Gott, Kaiser und Vaterland ziehen. Sie besorgt sich eine Uniform und lässt die letzten zwei Buchstaben ihres Vornamens weg – schon ist sie in die Rolle eines Soldaten geschlüpft. Aus Stephanie wird Stephan, aus der Künstlerin ein Soldat, aus der Mitbürgerin ein Kamerad. Die Verwandlung funktioniert.

»Sprachlos und paff« zeigte sich Alfons Luger, ein Künstlerkollege, der rund drei Monate später einen Brief an Hollenstein per Feldpost schickte. »Ich konnte nicht sprechen, es war mir unmöglich, ich dachte viel zu viel an deine Zukunft«, sorgt er sich.

Hollensteins Ausflug in die männliche Identität ist einigen Kameraden aus Lustenau bekannt. Die Marktgemeinde ist schließlich keine Metropole; man kennt die Familie Hollenstein und ihre Tochter »Steffi«, damals bereits studierte Künstlerin in ihren späten Zwanzigern. Doch sie hüten sich, ihr Geschlecht zu verraten.

Zu schwach als Krankenschwester

Ursprünglich verfolgt Hollenstein einen anderen Plan. Sie möchte eigentlich als Rotkreuz-Schwester an die Front, wurde aber angeblich nicht aufgenommen, »da sie für den schweren Dienst körperlich zu schwach befunden wurde«. So berichtet es jedenfalls der Lokaljournalist Hans Nägele in einem posthum verfassten Text. Auf ihr Klagen tröstet sie ihr Vater ihm zufolge mit den Worten, »sie sei nun einmal ein Mädchen«. Doch dann geschieht das Unerwartete: Ein Cousin der Künstlerin, selbst Standschützenhauptmann, hilft ihr, »dass sie als Stephan Hollenstein in den Sanitätsdienst eingereiht wurde und mit den Standschützen nach Südtirol einrückte«, so Nägele. Sie landet in den Dolomiten. Was für eine Ironie: als Krankenschwester zu schwächlich, als Soldat tauglich.

Wie genau verbrachte Hollenstein die drei Monate, die sie an der Front bleiben sollte? Laut Nägele soll sie ein dreitägiges Trommelfeuer erlebt haben, »von dem ihre Angehörigen erst später durch einen Lustenauer Näheres erfuhren, da sie darüber nie ein Wort hatte verlauten lassen«. Hollenstein selbst schrieb 1935 im Fragebogen ihrer Bekannten Alexandra Ank-wicz-Kleehoven: »Sie dürfen nicht vergessen, dass ich eine Frau in Uniform unter lauter Männern war. Meine Auffassung als Freiwillige vom Krieg, deren Not und Leiden, Strapazen und Entbehrungen (welche ich viel mitmachte) war eine ganz andere und so empfand und erlebte ich auch vieles urkomisch.« Was genau das war, darüber schwieg sie an dieser Stelle leider.

In den Dolomiten sei sie »in der vordersten Linie« gewesen. »Wir hatten kein Brett kein Stroh, daher keine Hütte u kein Lager. Ein Steinhaufen und Moos unterm Haupt war unsere Behausung, welche oft zusammen stürzten weil es viele Tage

regnete, dabei schallte das Echo an den Felswänden entlang von den Schrapnellen.« Nur der »Companie-Schuster und Schneider hatten einen besseren Steinhaufen«.

Die Dornbirner Standschützen waren 1915 zunächst dem Grenzabschnitt 8c an der Dolomitenfront zugeteilt, »vom Lusiapass abwärts zur Talsperre bei Fangho, von der Sperre wieder ansteigend zum Sellepass, weiter entlang des Costabellakammes bis zur Cima di Costabella«, so die Autoren Peter Tschernegg und Sigi Schwärzler; danach rückten sie weiter zum Grenzabschnitt 8d vor, »von Vigo die Fass hinein ins San Nicototal bis zum Talschluss Pra di Contrin, sowie vom San Nicototal die rechte Flanke ansteigend zum Monte Pecol und zur Cima di Costabella«. Die Aufgabe war, Stellungen aufzubauen – allerdings hatten die Standschützen Schwierigkeiten, überhaupt an das nötige Material heranzukommen.

Kampfhandlungen dürfte es in der Zeit, als Hollenstein dort war, kaum gegeben haben. Am 3. Juni beschossen die Italiener mit Spreng- und Schrapnellgranaten die österreichischen Stellungen bei Fango, so Tschernegg und Schwärzler. Verletzte gab es nicht. Waren das die Schüsse, von deren Echo Hollenstein berichtete? Zeitzeugen schilderten den Alltag der Standschützenkompanien in diesem Zeitabschnitt ansonsten unspektakulär. Er bestand weitgehend aus: Kartenspielen, Singen und Geschichtenerzählen. Man war siegessicher; ein Oberstleutnant schrieb in einem Brief: »Es geht uns allen sonst ziemlich gut und wir hoffen alle, bald als Sieger nach Hause zu kommen.« Weder bald noch als Sieger sollte er heimkehren.

Die Soldaten des Bataillons nehmen Hollenstein ihrer Darstellung zufolge tendenziell wahrscheinlich als ihresgleichen wahr. Der nur 1,60 Meter große Kamerad muss auch jenen aufpassen, die ihn/sie nicht aus Lustenau kennen. Doch niemand

verrät bei der Führung, dass der vermeintliche Soldat weiblich ist. Kamerad Hollensteins tiefe Stimmlage hilft bei der Camouflage. Vielleicht sehen die Soldaten die Frau als Maskottchen oder Kuriosum. Oder auch als einen der ihren, einen Kameraden zum Pferdestehlen. Wieso sollte man so jemand verpfeifen? Sie fliegt auch nicht auf, als ein »R. Graef« eine Karte an das »Fräulein Stefanie Hollenstein« adressiert, beim k.k. Standschützenbataillon Dornbirn, II. Kompanie, per Feldpost Nr. 615. Sexuelle Bedrängungen sind nicht überliefert. Was nicht bedeutet, dass es sie nicht gegeben hätte. Leicht vorstellbar, dass der eine oder andere, der über ihre wahre Identität des Kameraden Bescheid wusste, sie belästigte.

Zwischen der Malerin, die gerade noch auf der Suche nach spektakulären Landschaften durch Italien gereist war, und ihren Kameraden entstehen Freundschaften – geboren aus einer Zwangslage, doch offenbar umso wertvoller. »Was ist die Freundschaft, als das man irgendwo im Leben mit anderen, in einer ähnlichen Lage sich befindet und aus der Not hülfloser Einsamkeit zusammen hält? Es ist da der Mitmensch den man findet. Man ist es selber, der sich in ihm bestätigt sieht und eine Aussprache sucht.« Das notiert Hollenstein später in einem Notizbuch. Von Dauer werden allerdings wenige Freundschaften in ihrem Leben bleiben.

Bald hat es sich herumgesprochen, dass unter den Standschützen eine Frau ist. Ein Schneeschuh-Bataillon aus München wird der Kompanie »als Verstärkung zugewiesen«, erinnert sich Hollenstein 1935. »Schon auf dem Marsch erfuhren sie, dass hoch oben in Stellung ein weiblicher Soldat Sanitätsdienst versah, überall frugen sie nach ihm und konnten ihn nicht finden.« Ein deutscher Soldat erkundigt sich schließlich ausgerechnet bei ihr und ihren Kollegen nach »dem weiblichen

Soldaten«. Im Lustenauer Dialekt, der für Außenstehende unverständlich ist, bittet Hollenstein um Stillschweigen. Daraufhin fragt der Deutsche nach den Namen der anderen. Reihum nennen sie diese. Als der von Hollenstein fällt, outet sich der Fragende als Bruder des Studienkollegen »einer Stephanie Hollenstein aus Vorarlberg«. Was geschieht daraufhin? »Eine leichte Bewegung bemächtigte sich meiner u. meiner Kameraden. Aber rasch gefasst, mir den Mann näher ansehend, den ich nie zuvor sah, trat ich stramm auf ihn zu, salutierte, und sagte: dann sind Sie der Hubert Haider, Sohn des berühmten Karl Haider (ein Freund von Hans Thoma).« Aufgrund der großen Ähnlichkeit zwischen dem Soldaten und ihrem Studienkollegen hat sie ihn sofort als dessen Bruder erkannt. »Ja, sagt er und seine Augen wurden immer größer und noch größer, als ich sagte, und ich, der ich vor Ihnen stehe, bin die Stephi Hollenstein!« Dem Deutschen verschlägt es die Sprache. »Dann packte er mich bei den Händen und wollte mich gleich mit zu seinen Offizieren nehmen, um mich vorzustellen.« Hollenstein schlägt ihm die Bitte ab. Daraufhin suchen »sämtliche deutsche Offiziere« die österreichischen Standschützen auf, um die Frau Soldatin zu besichtigen – und bringen ihr Geschenke: Schokolade, Brot, Sardinen. Doch sie halten dicht. Offenbar ist die Freude darüber, an einem Geheimnis teilhaben zu können, größer als das Pflichtbewusstsein, die Eingeschmuggelte zu verraten. Für die Männer ist sie keine Regelbrecherin, sondern eine lustige und gesellige Kameradin.

Aber eines Tages findet eine Gruppeninspektion statt, angeführt von einem Oberst von Gratzgy. Am 4. August 1915 kommt er nach Ciampei, wo Stephan Hollenstein stationiert ist. Dort spricht er mit mehreren Standschützen, so heißt es in einem Artikel aus dem Jahr 1927, »und erwischte dabei zum allgemeinen

Gaudium auch »Die Malerin von Lustenau«. Ohne den blassen Schimmer zu haben, wen er da vor sich hatte, »fragte der Inspizierende Fräulein Hollenstein dieses und jenes«. Erst das »eigene Geständnis« lüftet »das Geheimnis des eigenartigen Soldaten«. Am 18. August wird Hollenstein abgezogen. Bald schon wird sie zurückkehren.

Trifft es zu, dass Hollenstein selbst ihre Identität enthüllt, wie hier berichtet? Wenn ja, warum tut sie das? Wird es ihr zu gefährlich, zu mühsam? Oder erkennt sie, dass ihr Präsenzdienst ohnehin ein Ablaufdatum hat, weil früher oder später ein Kamerad ihre Identität verraten wird? Vielleicht hat sich ihr in der Zwischenzeit auch gezeigt, wie sie als Malerin anderweitig am Kriegsgeschehen teilnehmen kann – eine Möglichkeit, die sie später ergreifen wird.

Ein herziger Bub

Hollenstein ist stolz auf ihre Zeit beim Militär und verschickt Fotos von sich als Soldat an Familie und Freundinnen. Eine davon schreibt ihr am 29. Oktober 1915: »Als ich hier ankam, fand ich deinen lieben Brief vor und darin das liebe Bild, das mir so große Freude macht. Du prangst in meinem Zimmer, es ist eine Freude. Du bist halt ein herziger Bub.« Sie erwarte noch eine Aufnahme »von dir als Soldat! Gelt ja?« Offenbar in Unkenntnis der Tatsache, dass Hollenstein zu diesem Zeitpunkt schon längst abgezogen ist, schreibt sie: »Du siehst und erlebst gewiss viel Großes! Fast beneide ich Dich darum.«

Ein Gemälde von Stephanie Hollenstein trägt den Titel »Bildnis eines Soldaten«. Es ist auf 1916 bis 1917 datiert und das Porträt eines jungen androgynen Menschen; die Haare sind

sehr kurz, zwei neckische Schippel ragen in die Stirn, das Ohr hat sich leicht gerötet, die braunen Augen blicken groß aus dem Gesicht, die Brauen darüber zeichnen einen dramatischen Bogen, die Nase wölbt sich leicht in der Mitte, die Lippen sind voll. Wie in vielen ihrer Bilder malte Hollenstein keine sanften Übergänge, sondern setzte ihr Sujet aus vielen kleinen Flecken zusammen, ähnlich wie die französischen Fauves. Der Blick des Soldaten schweift in die Ferne – oder ins Nirgendwo?

Es hat sich eingebürgert, dieses Bildnis als Selbstporträt von Stephanie – oder Stephan – Hollenstein zu betrachten. Dafür gibt es allerdings keine Quellen. Wer genau diese Lesart in die Welt setzte, ist schwer zu eruieren. Schon 1998 vertrat sie Ilse Krumpöck, die langjährige Leiterin des kunsthistorischen Referates im Heeresgeschichtlichen Museum. Eine Vermutung, die durch die Ähnlichkeit zu einem (vermeintlichen) Selbstporträt von 1923 untermauert werde. Gemeint ist damit wohl ein Werk im künstlerischen Nachlass Hollensteins. Die These erscheint zunächst plausibel, allerdings muss die Malerin in diesem Fall die Augenpartie ziemlich stilisiert haben: Denn sowohl auf dem Lustenauer Porträt als auch auf sämtlichen Fotografien sind ihre Brauen eher gerade Striche als hohe Bögen. Auch die Augen sehen anders aus als auf Fotografien der Malerin.

Gegen die These vom Selbstporträt spricht zudem ein späteres Schreiben, dem zufolge sich Hollenstein niemals selbst porträtiert habe. Ihre spätere Freundin, Franziska Groß, erzählt 1957 in einem Brief, der heute im Wiener Belvedere Research Center erhalten ist: »Ein Selbstporträt von ihr existiert nicht, das als solches von ihren Schwestern bezeichnete [...] ist nicht Steffi, sondern eine Bäuerin aus O. Oest« (also wahrscheinlich Oberösterreich). Auf Groß' Frage, warum sie sich nie selbst male, antwortete sie, dass es ihr unmöglich sei – sie beginne

»vor dem Spiegel unwillkürlich zu grimassieren«. Demnach hat sie sich selbst weder 1916/17 noch 1923 gemalt, als das aufgrund der Zuschreibung durch ihre Schwestern bis heute als (einzig vermeintlich gesichertes) Selbstporträt bekannte Bild entstand.

Das Selbstporträt gehört zu den häufigsten Sujets in der Malerei. Sich selbst stehen Künstlerinnen und Künstler als Modell 24 Stunden täglich gratis zur Verfügung. Doch die Künstlerin, die sich zeichnet oder malt, konfrontiert sich auch mit dem eigenen Ich. Das ist für niemanden immer angenehm. Hollenstein, die so großartige Porträts von anderen Personen malte, ist dazu anscheinend nicht in der Lage. Wenn sie sich im Spiegel erblickt, verzieht sie ihr Gesicht. Geht sie sich selbst aus dem Weg?

Selbst wenn die so perfekt ins Bild passende Annahme vom genderfluiden Selbstporträt nicht zutrifft, ist das Werk interessant. Der Soldat präsentiert sich frei von sämtlichen militärischen Insignien: Keine Abzeichen oder Details an der Kleidung geben Aufschluss über seinen Rang; nur die Einfassung eines Kragens deutet eine Uniform an. Im weißen Raum schwebend, erscheint er unbehaust – ein wehrloser Krieger, seiner Waffen beraubt. Er erscheint melancholisch. Er will, könnte man mutmaßen, nicht in den Krieg ziehen, sondern blickt zurück auf die Leichenfelder und trauert um seine Kameraden. Schon die Neigung des Kopfes entzieht ihn jeder Heroisierung. Dieser Soldat hat seine Parallele nicht in dem Foto von Hollenstein auf dem Pferd-Drachen, sondern in jenem, wo Kamerad Stephans leicht abwesender Blick in die Ferne schweift. Drückt die Künstlerin darin ihre Abkehr vom vormaligen Hurra-Patriotismus aus? Jedenfalls zeichnet sie hier ein progressives Bild von Männlichkeit: Was sie als »Soldatenbildnis« bezeichnet, ist keine heldenhafte Kampfmaschine, sondern ein Zögernder, der

sich fragt, was er hier tun soll, eine fragile Figur. Zur Kriegspropaganda taugt so ein Bild nicht. Damals wie heute blicken Soldaten auf PR-Bildern mit fester Miene auf ihr Gegenüber (oder ins Zielfernrohr), tragen schwere Munition und Uniform.

Front-Frauen

Die Vorstellung, dass ausschließlich Männer die Front besetzten, ist falsch. 1917 waren auf Seiten der österreichisch-ungarischen Monarchie geschätzt 33 000 bis 50 000 Frauen im Feld – allerdings größtenteils nicht als Soldaten wie Hollenstein, sondern als Telefonistinnen, Schneiderinnen, Näherinnen, Wäscherinnen. Sie gehörten zu »jenem Raum, der gemeinhin als »Etappe« bezeichnet wird, tatsächlich aber in vielerlei Hinsicht mit dem Frontraum verschwamm«, wie die Historikerin Christa Hämmerle notierte. »Hier überschritten [sie] zudem die ihrem Geschlecht gesetzten Grenzen oder die hegemonialen Weiblichkeitsnormen, wodurch sie auch die diskursive Männlichkeit des militärischen Felds unterminierten. Ihre dortige Präsenz evozierte daher eine Reihe von »Gender Troubles«, das heißt eine veritable und für viele irritierende Geschlechterunordnung.«

Dass Frauen sich wie Hollenstein als Männer verkleideten, um in den Krieg zu ziehen, ist eine Ausnahme. Doch es kam immer wieder vor.

Kann eine Frau, die als Mann für den Kaiser kämpfen will, als Vorreiterin weiblicher Emanzipation gelten? Eine heikle Frage. Diese stellte sich auch der Journalist und Historiker Frank Gerbert, der eine Biografie über die Soldatin Viktoria Savs verfasste. Die in Bayern geborene Tochter eines Schusters und Kaiserjägers wuchs ohne Mutter auf. Im Alter von sech-

zehn Jahren rückte sie gemeinsam mit ihrem Vater ein, weshalb sie sich als Mann ausgab. In den Augen des Biografen war Savs keineswegs besonders emanzipiert. Nicht die Auflösung der weiblichen und männlichen Rollenbilder war ihr Ziel. Sie sah sich »als eine Sonderform des Weiblichen, als einen Mann in einem Frauenkörper«.

Eine andere Frau, Thusnelda Wolkenstein, eine Operettensängerin, gab sich als ihr eigener – tatsächlich als Kind verstorbener – Bruder aus, um an die Ostfront einzurücken. Später sollte sie ihre Soldatenkarriere inklusive Kriegsgefangenschaft nutzen, um ihren späteren Mann, einen jüdischen Knopfabrikanten, sowie die gemeinsame Tochter vor der Deportation durch das NS-Regime zu schützen.

Die Frage bleibt bestehen: Taugte die weibliche Beteiligung an den Frontlinien des Ersten Weltkriegs, um emanzipatorische Anliegen weiterzubringen? Können Frauen, die sich in einen Krieg werfen, als Role Model dienen? In einen Krieg, der mit seiner Propagandamaschinerie, seiner Heldenrhetorik, seinem Verlangen nach immer mehr Menschen als Kanonenfutter per se antiemanzipatorisch ist? Es gibt Hinweise darauf, dass die weibliche Präsenz an der Front durchaus ins Treffen geführt wurde, um die Gleichberechtigung voranzutreiben – zu diesem Zeitpunkt, da der weibliche Teil der Bevölkerung noch nicht einmal wahlberechtigt war.

Die Frauenrechtlerin Marianne Hainisch zählte 1918 in einem Artikel auf, welche Rollen Frauen im Feld einnahmen: »Inspektorinnen und Assistentinnen für Ambulatorien und Laboratorien; ferner Hughesistinnen [also Telegrafistinnen, Anm.], Konzipistinnen, Stenotypistinnen, Stenographinnen, Telephonistinnen, technische Gehilfinnen, Schreiberinnen, Berufs-krankenpflegerinnen, Hilfskrankenpflegerinnen, Wirtschafts-

Die jüdische Weltverschwörung: Hollenstein und der Antisemitismus

Stephanie Hollenstein hat ihren Malerkittel ausgezogen und sitzt an einem Tisch. Als sie ihr – durch einen Brand vernichtetes – Elternhaus 1934 mit einem von ihr entworfenen modernen Bau ersetzt hat, richtete sie sich dort ein Atelier ein. Es ist der mit Abstand größte Raum im Haus. Die Künstlerin blickt durch ein riesiges quadratisches Fenster, das genügend Licht zum Malen hereinlässt, auf einen großen Baum. Unter ihrem Studio liegt der Hühnerstall. Durch die Decke dringt das Gackern der Hühner.

Am Tisch liegen Bücher und Zeitungen. Hollenstein liest und schreibt, liest und schreibt. Ein gutes Dutzend Seiten, ungefähr im Format A4, kritzelt sie voll. Sie unterstreicht und markiert, korrigiert Zahlen, die sie falsch abgeschrieben hat, und Buchstaben, die sie verwechselt hat. Wenn ihr etwas besonders wichtig erscheint, dann zieht sie zwei energische Linien unter das Geschriebene.

Die Szene ist erfunden. Doch so ähnlich könnte sie sich abgespielt haben. Im Nachlass Hollensteins ist ein Konvolut an Zetteln überliefert, das Aufschluss über ihre Gedankengebäude gibt. Es liegt in Schachtel 4, Mappe 1, und erhielt in der Literatur über die Künstlerin bisher noch keine Beachtung. Mit Bleistift hielt sie darauf antisemitische Wahnideen fest. Mit diesen Notizen und Exzerpten scheint Hollenstein sich selbst den Antisemitismus beigebracht, sich dessen versichert zu haben. Sie

stecken voller Verschwörungsmythen, die Einblick in ein paranoides Weltbild geben und Licht auf eine bisher nicht reflektierte Seite von Hollensteins Persönlichkeit werfen.

Zielstrebig, konsequent und tüchtig baute sie das moderne Wohnhaus in der Pontenstraße 20 auf. Zielstrebig, konsequent und tüchtig zimmert sie sich jetzt ein Gebäude des Judenhasses.

Schon 1944 betonte Jean-Paul Sartre, dass der Antisemitismus eine »freie und totale Wahl« ist. Antisemiten und Antisemitinnen, erkannte er, nutzten »vermeintliche soziale oder historische Belege für das antisemitische Ressentiment zur Selbstlegitimation«. Sie suchten also, so der Philosoph, »nach realen oder fiktiven Belegen für ihre Positionen, um damit ihren Affekten in scheinbar legitimer Form freien Lauf lassen zu können«. Die antisemitischen Exzerpte Hollensteins bezeugen diese krampfhafte Suche.

Die Zettel tragen kein Datum. Aus darin erwähnten Werken und Daten lässt sich schließen, dass sie nach 1930 entstanden sind. Begann Hollenstein sich mit ausgesprochen antisemitischen Ideen vor ihrem NSdAP-Beitritt 1934 zu beschäftigen? Oder erst später? In ihrer Ausgabe von Emil Noldes »Jahre der Kämpfe« markierte sie antisemitische Stellen, und in einigen Briefen äußert sie sich ebenso. Einmal unterstellt sie in einem Briefentwurf der jüdischen Chefredakteurin einer Kunstzeitschrift Geldgier – ein klassisches antisemitisches Stereotyp: »Wissen Sie, das ist jüdisch!!« Mit zwei Rufzeichen, die ihren Furor markieren. Österreich sei »arm«, dass es seine Kunst von »artfremden, geschäftstüchtigen Juden« bekannt machen lassen müsse. Der Briefentwurf datiert auf 18. Februar 1938. Er belegt, dass Hollensteins Denken schon damals, kurz vor dem »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland, antisemitisch geprägt war.

Gefahr aus den Versandhäusern

Der US-amerikanische Historiker Bruce Pauley schrieb über den Antisemitismus in Österreich: Er »schien Licht auf dunkle Ereignisse zu werfen, wirkte Gefühlen der Unsicherheit entgegen und befriedigte alltägliche innere Wünsche«. In Wien prägte die jüdische Bevölkerung das Kultur- und Geistesleben wesentlich. Pauley: »Keine andere Bevölkerungsgruppe in Österreich brachte zwischen 1848 und 1938 so viele große Denker hervor wie die Juden Wiens in jener Zeit.« In Vorarlberg dagegen, das Hollenstein emotional immer näher stand als Wien, lebten auch vor 1938 wenige jüdische Bürgerinnen und Bürger. 1934 waren in Vorarlberg bloß 42 Personen jüdischen Glaubens registriert; auch die »Zahl der Konvertiten dürfte nicht allzu groß gewesen sein«, wie der Historiker Nikolaus Hagen ausführte. Trotzdem hetzte das *Vorarlberger Tagblatt* antisemitisch – jene Regionalzeitung, die gern die Verdienste der großen Tochter des Landes, Stephanie Hollenstein, pries. Die Zeitung druckte 1936 eine Namensliste von Bregenzerinnen und Bregenzern, die Vorhut einer »jüdischen Masseneinwanderung« seien: ein medialer Pranger, dessen Folgen für die Betroffenen wohl unangenehm bis furchtbar waren. Auch darüber hinaus wurde in »Zeitungsartikeln, politischen Ansprachen, Flugblättern und Ansprachen von der Kanzel« gegen die jüdische Bevölkerung aufgestachelt, wie Hagen aufzeigte. Schon 1933 schrieb jemand auf den Gehsteig vor einem Dornbirner Bekleidungsgeschäft in roter Farbe: »Kauft nicht bei Juden.« Die Bevölkerung boykottierte, wie die Autorin Irmgard Kramer beschrieb, dann tatsächlich den Laden des über siebzigjährigen Besitzers Bernhard Schwarz und verspottete diesen vor seinem Geschäft. Manche Blätter berichteten mit unver-

hohlener Begeisterung über das Ereignis. Darüber hinaus entblödete man sich nicht, die große Gefahr von anderswoher zu beschwören: nämlich aus den jüdisch geführten Wiener Versandhäusern. Diese hauten ihre – auch in Vorarlberg ansässige – Kundschaft übers Ohr und beuteten die Arbeiterschaft aus, warnten Zeitungen.

Hollenstein zitiert in ihren Exzerpten die für den Nationalsozialismus wichtigen Vertreter antisemitischen und rassistischen Denkens. Darunter Houston Stewart Chamberlain, der mit seiner Schrift »Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts« den laut Hollenstein »naturwissenschaftlichen Rassenbegriff« propagierte, sowie Arthur de Gobineau, »der als einer der ersten der Welt die Ungleichheit der Menschenrasse und die Schöpferkraft der arischen Rasse, im besonderen der Germanen, verkündete«. Selbstverständlich kommen auch die berühmten »Protokolle der Weisen von Zion« vor – eine Fälschung, der zufolge die jüdische Weltverschwörung geplant sei und die immer wieder in NS-Propagandareden bemüht wurde.

Teilweise übernimmt Hollenstein wortwörtlich Passagen aus Alfred Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts«, das 1930 erschien, ebenfalls Basislektüre nationalsozialistischer Ideologie – Parteiideologe Rosenberg, der den NS-Kunstraub organisierte und als »Reichsminister für die besetzten Ostgebiete« mitverantwortlich für den Holocaust war, wurde später, im Nürnberger Prozess, als Hauptkriegsverbrecher verurteilt und hingerichtet.

Anderswo zitiert Hollenstein direkt antisemitische Sprüche. Auch Goethe bemüht sie, mit dem Zitat: »Was euch nicht angehört, müsset ihr meiden, was euch das Innere stört, dürft ihr nicht leiden.« Tatsächlich kommen diese Textzeilen in Goethes »Faust II« vor, hier allerdings nicht explizit gegen das Juden-

tum gerichtet. Außerdem schreibt sie eine Passage aus seinem Schwanck »Jahrmarktsfest von Plundersweilern« auf: »Und dies schlaue Volk sieht einen Weg nur offen. Solang die Ordnung steht, so lang hat's nichts zu hoffen.« Tatsächlich spricht hier ein Protagonist so. Dasselbe Zitat steht heute auf der rechtsextremen Website Metapedia, deren Layout das Online-Lexikon Wikipedia kopiert und ohne Weiteres im Internet abrufbar ist. Es ist eines von wenigen Beispielen für eine antisemitische Äußerung in Goethes Gesamtwerk.

Die Notizen Hollensteins listen zudem angebliche Opfer jüdischer Verschwörer auf: den heiligen Stephanus (»von Juden gesteinigt«), den Gelehrten Justinus (»auf Betreiben der Juden enthauptet«), den Kirchenreformer Savonarola (»gehenkt, Folterung«), den Zar Alexander (»durch eine Bombe zerrissen, Anstifter waren die Juden«). In Russland hätten die »jüdischen Bolschewisten« zu Beginn des 20. Jahrhunderts »9 Millionen Menschen ermordet«.

Hollensteins jüdische Weltverschwörung beginnt in der römischen Antike, zieht sich über das Mittelalter und die Neuzeit bis ins 20. Jahrhundert. Karl der Große (»Herkunft zweifelhaft, jüdische Abstammung sei nicht von der Hand zu weisen«) trage »die Hauptschuld an der Verjudung Mitteleuropas«. Selbst die beiden Päpste Calixt III. sowie Alexander VI. seien Teil davon, weil: »beide aus dem berühmten Giftmischergeschlecht der jüdischen Borgia«. Viele weitere »Belege« sollen die Übermacht der Juden untermauern. So seien Juden die »Schöpfer der Weimarer Verfassung«, hätten »jüdische Herrscher« ganz Russland unterjocht, natürlich sei auch die »Finanzaristokratie« jüdisch. Schon Napoleon I. habe »sein Volk gegen das ausbeutende Wuchertum der Juden schützen« müssen. Und die Rothschilds erst! Deutschland werde überrannt von Juden,

»17 Millionen« gebe es, die zu allem Überfluss noch »fast alle deutsch« sprächen. In Wien seien 18 Prozent der Bevölkerung jüdisch, »ohne Halbjuden und Judenstämmlinge« – eine Zahl, die zu keiner Zeit gestimmt hat: 1938 waren 167 249 Personen in Wien Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde, nicht einmal zehn Prozent der Bevölkerung. Die höchste Zahl, die je bei einer Volkszählung in Wien ermittelt wurde, lag laut Historiker Pauley bei 10,8 Prozent, das war 1923.

So fabuliert Hollenstein eine Judenverschwörung herbei, der jene, die sich ihr entgegenstellen, zum Opfer fallen. Die historische Dimension beweist in diesem Denken die auf ewig verankerte Börsartigkeit des jüdischen Volkes, auch der Konvertierten. Schon Heine habe, kurz nach seiner eigenen Taufe, über diese geschrieben: »Und du bist zu Kreuz gekrochen, / Zu dem Kreuz, das du verachtest, / Das du noch vor wenigen Wochen / In den Staub zu treten dachtest.« Ein »jüdischer Rechtsanwalt« Loeb habe 1912 agitiert, dass der christliche Staat beseitigt werden müsse, da er mit den Interessen des Judentums unvereinbar sei. Dann behauptet Hollenstein, der »Schriftsteller B. Lewita« – gemeint ist wohl der Rabbiner und Dichter Elijah Levita – empfehle »den Judenkindern die Taufe, um durch sie wackere Streiter gegen die christlichen Dogmen zu erhalten«. Und sie zitiert antisemitische Sprüche: »Was der Jude glaubt, ist einerlei, in der Rasse liegt die Schweinerei«, angeblich ein »Wiener Volksschlager zu Zeiten Schönerers 1880« – Hollenstein meint damit wohl Georg Heinrich Ritter von Schönerer, dessen antisemitische Hetzschriften Adolf Hitler beeinflussten. Wie bedeutend die Konstruktion von Geschichte für Diktaturen ist, beweist sich immer wieder. Heute argumentiert Putin seinen Krieg mit einer angeblichen historischen Einheit von Russland und der Ukraine.

Während in Lustenau im Stall die Hühner gackern und im Garten die Vögel zwitschern, sitzt Hollenstein an ihrem Tisch und bastelt sich ein Weltbild aus Lügen und Halbwahrheiten. Eine Künstlerin, die modern malt, gegen die Zwänge ihrer Zeit rebelliert, die sich wilden und leidenschaftlichen Liebschaften mit Frauen hingab und ein unkonventionelles Leben führte: Sie eignet sich nun antisemitische Ideologie an.

In diesen Schriften – deren Lektüre eine ziemliche Zumutung ist – stellt sich auch das Stereotyp von sexbesessenen Juden und Jüdinnen heraus. »Esther eine jüdische Dirne« steht da unvermittelt als Notiz zwischen den Zeilen, und: »Messaline eine römische Dirne«. Titus (der römische Kaiser) habe ein Verhältnis mit der »Jüdin Berenike« gehabt, der »Dirne ihres Bruders Agrippa II«. Nicht nur Prostitution, auch Inzest erscheint so als Wesenszug jüdischer Frauen. Indem Hollenstein Beleg um Beleg (und sei er auch noch so unhaltbar) sammelt, baut sie sich ein Haus, in dem in jedem Zimmer ein betrügerischer Jude oder eine verschlagene Jüdin wohnt. Egal, ob es um Macht, Sexualität, Wirtschaft, Religion oder Kunst geht: Die Welt ist dem Untergang geweiht. Schuld daran trägt immer das Judentum. Aber auch jene, die zu viel Verständnis dafür haben, oder, schlimmer noch, sogenannte »Mischehen« eingehen, trügen Verantwortung für den Verfall: »Die Rassenschande erzeugt vielspältige Charaktere, Richtungslosigkeit des Denkens und Handelns, innere Unsicherheit«, ein Zitat, das Hollenstein direkt aus Rosenbergs »Mythus« übernommen hat. Schon Goethe sei in »leidenschaftlichen Zorn« geraten, als »1823 die Ehe zwischen Christen und Juden erlaubt wurde, er ahnte die schlimmen Folgen«.

Das beliebte Stereotyp, dass finstere jüdische Männer blonde deutsche Frauen verführten, gar vergewaltigten, um mit ihnen

»Rassenschande« zu begehen, taucht in Hollensteins Notizen immer wieder auf. Über einen »jüdischen Theaterdirektor Engel« habe man in Berlin erzählt, »der Weg zu Bühne ging erst durch sein Freudenbett. Dieser Fall war aber nicht einzeln, sondern jüdisches Prinzip.« In der Zeile darunter erwähnt die Schreiberin die deutsche Dichterin Anselma Heine. Diese habe über den jüdischen Dichter Ludwig Jacobowski geschrieben: »Plötzlich entdeckte ich in ihm den uralten Schmerzensschrei seiner Rasse. Es war ihm eine rachsüchtige Wonne, über blonde Frauen Macht zu gewinnen. Weil sie das Rückgrat der Deutschen bilden.«

Die Zeithistorikerin Johanna Gehmacher argumentierte 1992 in einem Aufsatz, dass rassenantisemitische Propaganda im Kern auf sexuelle Beziehungen zielte, »die jene gleichzeitig errichtete Grenze ›jüdisch« – ›arisch« überschritten«. Sie machte sich gleichzeitig weibliche Ängste vor Übergriffen zunutze: »Alles, was für Frauen in sozialen Geschlechterverhältnissen an den Beziehungen zu Männern bedrohlich war, konnte so auf die ›Juden« projiziert werden«, so Gehmacher.

Ein Widerhall dieser Denkfigur sind jene Hetzreden von Rechtsextremen, die behaupten, dass sie »unsere Frauen« vor der sexuellen Gewalt von Ausländern, bevorzugt Muslimen, schützen müssten. »Unsere Frauen«, so möchte man ergänzen, wollen wir uns schon selbst vergewaltigen. Das Schutzbedürfnis von Frauen gegenüber männlicher Gewalt entdecken diese Leute immer erst dann, wenn es um muslimische oder ausländische Männer geht, weitaus seltener im Fall von häuslichen Übergriffen innerhalb von Familien oder Partnerschaften, die über keine Migrationsbiografie verfügen.

Nun hatte Hollenstein keine Beziehungen zu Männern, die sie im Privaten sexuell unterdrücken oder über sie Macht hätten

ausüben können. Der jüdische Mann als Bedrohung der Reinheit der »Herrenrasse« und Belästiger junger blonder Mädchen muss trotzdem erhalten, ebenso wie die jüdische Prostituierte. Selbst sexuell deviant, lenkt sie ihr Augenmerk auf andere Formen der Abweichung: Missbrauch, »Rassenschande« und käuflichen Sex.

»Ehebruch und Dirnentum«

In Hollensteins wüst zusammengeschustertem Haus des Antisemitismus hat sich der verdorbene Jude auch in den Salons, zu den Abendkonzerten, Lesungen und Ausstellungen, eingeschlichen. In ihrer Verblendung hat das Judentum die Kunst längst unterwandert.

»Ehebruchsgeschichten und Dirnentum waren fast ausschließlich Kunstgenuß des modernen Deutschland«, schreibt sie. Belege: »Schnitzlers ›Reigen«, Wedekinds ›Tod und Teufel« usw. Erst drang der asiatische Feind ins Land, dann in die Wirtschaft, dann in die Kultur und schließlich ins deutsche Blut.« Weiterer Gedankengang: »Ich will mich auf dem Blutaltar sinnlicher Liebe schlachten lassen!« war der Lebensstern der erotischen Revolutionäre Hugo Bettauer, Magnus Hirschfeld, Artur Landsberger, Arthur Schnitzler«, schreibt sie. »Wirf sie ab, die Pietät, rostig sind die Ideale« war die Weltanschauung der asiatischen Literaten Feuchtwanger, Frischauer, Maximilian Harden, Kerr, Toller, Tucholsky, Werfel, Zweig u. v. m.«

Hugo Bettauer, der hier erwähnt wird, erregte mit seinem 1922 erschienenen Buch »Die Stadt ohne Juden« Aufsehen. Im Jahr darauf ermordete ihn ein NSDAP-Mitglied. Magnus Hirschfeld, einer der Ersten, der seriös Geschlechteridentitäten